

# Frauen, die man nicht vergisst : II. Die Taufköchin

Autor(en): **Amstutz, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **6 (1930)**

Heft 44

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756024>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Frauen, die man nicht vergißt

## II. DIE TAUFKÖCHIN

VON ULRICH AMSTUTZ

Ueber eine Brücke schritten wir in die Stadt. Es war am Einnachten. Gelbe Lichtlein tanzten auf der Aare. Feiner Regen tröpfelte. Meine beiden Wander-  
gesellen wollten weiter. Ich steuerte der Herberge zu.

Am andern Morgen weckte mich die Sonne. Ein Glücklein bimmelte. Als ich den Kopf durchs Fenster streckte, schüttelte drüben ein Mägdlein das Bettzeug aus. Wir lachten uns zu. Unten klapper-  
ten Schritte. Tauben flogen vorüber. In einem alten Garten plätscherte ein Springbrunnen. Ich wäre  
auch als Handlanger beim Straßenschottern in der schönen alten Stadt am Jura geblieben. Aber in der  
Werkstatt am Baseltor konnten sie just einen Ge-  
sellen brauchen.

Der Meister hatte eine Stube voll Kinder und eine  
kränkliche Frau. Er wollte mit der Kost seiner  
beiden Gesellen nichts zu tun haben. Geh zur Tauf-  
köchin ins Salzgäßlein, da bist du gut aufgehoben.

Ich bin vom Spätsommer bis zum Frühling bei  
ihr geblieben. Länger ging es nicht, weil das junge  
Grün der Landschaft lockte, der Himmel so blau  
und die Werkstatt so ruhig war. In der Zeit habe  
ich aber ein stilles, feines Frauenbild lieben gelernt  
wie meine Mutter. Ich will von ihm im Stichwort  
erzählen, wie man mir von ihr berichtet hat.

...Doktor Ringolz war Arzt gewesen, in einer  
Dorfschaft vor der Stadt und ritt auf seinem Militär-  
gaul den Kranken nach. Eines Abends aber kam  
das Pferd allein zurück. Der Reiter lag verblutet  
neben einem Wegstein. Niemand wußte, wie das  
Unglück geschehen. Man konnte nur vermuten, das  
plötzlich scheu gewordene Tier habe seinen Reiter  
auf den Wegstein abgeworfen. Nun stand seine Frau  
leichenblaß mit ihren vier Kindern neben dem Sarg.  
Aber niemand sah sie eine Träne weinen. Die ver-  
wandten nahmen es ihr übel. Aber es war eben nicht  
ihre Art, andern zu zeigen, wie es ihr ums Herz  
war. Auch nachher, als alles verkauft werden mußte  
und ihr fast gar nichts blieb, wurde sie nicht  
schwach oder verzagt, nicht elend und nicht ver-  
bittert, sondern zog mit ihren Kindern in eine Dach-  
wohnung der Stadt. Und besann sich. Was konnte  
sie und was hatte sie ge-  
lernt? Wenig mehr, als da-  
mals die Töchter so lernten:  
Handarbeiten, ein wenig Mu-  
sizieren.

Doch etwas konnte sie bes-  
ser als viele. Kochen näm-  
lich. Obschon sie als Arzt-  
frau ein tüchtiges Mädchen  
für die Küche gehabt, kochte  
sie selber. Und es war unter  
allen Freunden bekannt: im  
besten Gasthof aß man nicht  
so gut, wie bei Doktors drau-  
ßen. Sie verstand es, aus all-  
täglichen Sachen Leckerbis-  
sen zu machen. Beispiels-  
weise aß man nirgends Ri-  
sotto mit Huhn wie bei Frau  
Doktor. Und niemand  
schmückte den Tisch wie sie.  
Immer anders, immer neu,  
immer eine Ueberraschung.

Zuerst ging die Witwe die  
Familien ihrer Bekannten  
durch. War da nicht bei  
Reinhardts ein Tauffest in  
Aussicht? Und bei Gribis  
eine Hochzeit?

Ja, aber Frau Doktor...  
Die gibt es nicht mehr. Wo  
sind Sie dann mit dem Lök-  
lein an den Schläfen hinge-

kommen? -- Die sind unters Kopftuch zurück-  
gestreckt; zum Kochen kann man keine Haare brau-  
chen.

Die ersten Aufträge waren von Mißtrauen be-  
gleitet. Man genierte sich, die Doktorswitwe als  
Köchin zu dingen. Lieber spränge man ihr sonst  
ein wenig bei. -- Almosen? -- Nein! Das sind  
Pickeln im Gemüt, giftige, bissige. Aber schließlich  
sprach sich ihr Können herum und die Aufträge  
kamen immer häufiger, am häufigsten die der be-  
sondern Gelegenheiten. Und wer sie einmal ge-  
rufen, empfahl sie weiter. Bald hieß Frau Ringolz  
in der Stadt die «Taufköchin». Irgendein Spatzvogel,  
der den Mund an ihren guten Sachen geschleckt,  
hing ihr den Namen an, die andern gaben ihn we-  
ter. Aber mit respektvoller Betonung.

Während die Mutter fort war, hatte das älteste  
Mädchen auf die Geschwister aufzupassen. Mit  
acht Jahren ist man zwar noch ein halbbatziges  
Menschlein. Aber in der Not klettert eins den Er-  
fahrungen nach; auch den Jahren voraus. Frei-  
lich, oft, wenn die Mutter von der Arbeit kam, mußte  
sie von der Nachbarin vernehmen, die Kinder hätten  
vor langer Zeit nach der Mutter gerufen. Oder sie  
fand sie alle beim Fenster vorne am Boden kauern  
und schlafen. Da mußte dann mit zusammengepreß-  
ten Lippen und Weh im Herzen die Rute vom Spie-  
gel den Mahnungen nachhelfen.

Mit der Zeit aber wurde die kleine Agathe ein  
kleines Mütterchen. Kam die Mutter spät heim, lag  
der Schlüssel zur Wohnung unter dem Schuhwisch  
vor der Türe. Alle hatten gegessen und schliefen  
in ihren Betten. Küche und Stuben waren sauber  
aufgeräumt. -- Bald bekamen auch Dolf und Ludi,  
die beiden Buben, Stellen in Geschäften. Der eine  
mußte früh morgens zuerst frische Brötchen und  
dann Zeitungen austragen. Der andere wusch  
abends Böden auf und machte zwischen den Schul-  
zeiten Botengänge. Wenn die drei in ihren Pflich-  
ten erlahmen wollten, legte ihnen die Mutter beide  
Arme um ihre Schultern und sagte bloß: es muß  
eben sein! Dann ging es wieder. Blieb noch das

kleine Vreneli. Das kam während der Schule zu  
den frommen Schwestern, nachher in Agathlis Hut.

Noch spät in der Nacht flichte die Mutter Kleider  
und stopfte Strümpfe. Nicht einmal wäre eines un-  
ordentlich oder unsauber in die Schule gegangen.  
Schlaf kannte sie wenig; Ermüdung gar nicht. Ihr  
Sprüchlein hieß: angreifen und bezwingen, was sich  
nicht ändern läßt, dann wird man zuversichtlich und  
lebenswillig.

Noch waren nach des Doktors Tod keine zwei  
Jahre ins Land gegangen, so war die Taufköchin in  
der Stadt berühmt. Am berühmtesten ihr Sol mit  
Spargelspitzen und Pilzen, den sie zu einem Zunft-  
essen im «Affen» gekocht, als der Koch plötzlich  
erkrankte. Die bloße Erinnerung daran goß den  
Schleckenmäulern das Wasser in den Mund. Frau  
Ringolz mußte in der Folge so oft Sol à la Ringolz  
zubereiten, daß sie die Mischungen mit verbundenen  
Augen getroffen hätte. Von ihren Mählern erzählte  
man sich in der Stadt wie von einem bedeutsamen  
Ereignis.

Die beiden Buben gingen jetzt in die Kantons-  
schule, Agathe in die Höhere Töchtererschule. Vreneli  
knorzte am ABC.

An einem warmen Frühlingssonntag, für welchen  
sie sich gewaltsam aller Verpflichtungen erledigt  
hatte, wanderte Frau Ringolz mit ihren Kindern  
in die Landschaft hinaus. Hinter dem Wald von  
Lüßlingen blieb sie plötzlich vor einem weißen  
Haus in großem, geräumigem Garten stehen und  
fragte die Kinder: kennt eines von euch das Haus?  
Nein, keines erinnerte sich mehr. Es ist euer Ge-  
burtshaus, sagte sie ernst. Hier seid ihr zur Welt  
gekommen. Hier war ich mit eurem Vater sehr  
glücklich... Zum erstenmal sahen die Kinder die  
Augen der Mutter feucht werden; zum erstenmal  
lächelte sie selig versunken und erschien sie ihnen  
ganz jung, obwohl sie bald vierzig zählte. Die bei-  
den Mädchen rückten nahe zu ihr. Im Unterbewußt-  
sein hörten sie vielleicht Stimmen der Sehnsucht.

Da sagte Dolf in seiner aufflammenden Art: Mut-  
ter, das kaufen wir zurück! Du wirst sehen, ich  
schaffe es. Wenn ich Arzt  
bin. Aber Ludi schob die  
Unterlippe vor und meinte  
in seinem kaufmännisch-prak-  
tischen Sinn: Das ist doch  
zu weit von der Stadt ent-  
fernt. Verdienen kann man  
nur unter den Menschen. Die  
Mutter strich beiden Buben  
über die wilden Strubelköpfe  
und blieb still. Sie drängte  
weiter. Zu viel Zeit durfte  
man nicht an Vergangenes  
verwenden. Aber vielleicht  
wurde der Blick in ihr ent-  
schwundenes Glück den Kin-  
dern ein Ziel. Man mußte  
alle Gelegenheiten wahrneh-  
men, um ihre Kräfte zu  
wecken.

Die Zeit lief weiter; auch  
die Kinder blieben nicht  
stehen. Dolf und Agathli  
reichten der Mutter schon  
bis zu den Schultern. Frau  
Ringolz hatte jetzt so



Die in Bern lebende Künstlerin  
*Theamaria Lenz*  
eine der besten jungen Rezitator-  
innen, wird demnächst in Zürich  
sprechen (Phot. Henn)



George Sand auf einem Schimmel  
Ölgemälde von Alfred de Dreux

viel zu tun, daß eine Stundenfrau die Wohnung besorgen konnte und ihr aus ihren Einkünften noch kleine Ersparnisse blieben. Freilich war sie auch kaum einen Tag zu Hause. Aus der Taufköchin war ein vornehmer Einstand geworden. Erkrankte in einem reichen Hause die Hausfrau, oder mußte sie verreisen, um Kuren zu machen, so wurde Frau Ringolz gebeten, zum Rechten zu sehen. Und sie tat es mit der Selbstverständlichkeit eines Taktes, der wohlthuend beruhigte. Die Winter mit ihren vielen geselligen Anlässen waren sehr anstrengend, und sie kehrte spät abends, zum Umfallen müde, zurück. Lieber wäre es ihr sicher, ein ruhigeres Leben zu haben, erkundigte sich einmal eine Frau ihrer Kundenschaft. Darüber hätte sie noch gar nicht nachgedacht, wehrte Frau Ringolz.

Der Verkehr mit den reichen Häusern und ihre Kochkunst brachten auch Erlebnisse, die so nebenher liefen. Ein hagestolzer Geschäftsherr hätte sich gerne ihrer Küche und Fürsorge versichert. Für die Kinder gäbe es ja jetzt vorzügliche Anstalten. — Nicht für alle Kinder, gab ihm Frau Ringolz zu verstehen. Für die ihrigen zum Beispiel gar nicht. Ein anderer meinte, mit der Kostlichkeit ihrer Platten ließe sich die Süße ihrer hold-zarten Weiblichkeit erhandeln. Sie gab ihm nur einen ihrer verwundert stolzen und klugen Blicke aus den tiefbraunen Augen; daraus las er Antwort genug. Vor Verlegenheit floh er zur dümmsten Lüge: das war natürlich nur ein Scherz, ein Späßlein, wie man sie so macht.

Bald nach diesen Erfahrungen erlebte Frau Ringolz die eigenartigste Ueberraschung ihres Lebens. Ein Studienfreund ihres verstorbenen Mannes zahlte ihr eine Bürgschaft zurück, die der Herr Doktor seinem Leibfuchs vor Jahren eingelöst. Es waren ganze fünftausend Franken. Ein Vermögen für einen armen Spatz. Der fremde Herr klopfte eines

Sonntags Nachmittags an die Mansardentüre, als die Sonne just in voller Pracht auf blühende Geranien unter den Fenstern schien und ein roter Widerschein das ganze Zimmer verzauberte. Kurz vorher hatte die Mutter zu ihren Kindern gesagt: einen so friedvollen und sommerlich stillen Tag habe ich seit Jahren nicht mehr erlebt. Gleich darauf geschah das Unerwartete.

Nein, nein, das Geld nehme sie nicht an, versicherte Frau Ringolz, als sich ihre Kinder entfernt hatten. Sie hätte gar keinen Anteil an dieser Verpflichtung. Damals sei ihr Mann ja noch unverheiratet gewesen. Uebrigens sei die Sache längst verjährt.

Da wurde der Herr fast böse, legte den dicken Umschlag auf den Tisch und ging.

Frau Ringolz fragte sich, ob sie den Kindern etwas davon erzählen solle. Der ältere Sohn hatte nun sein Abiturium gemacht und war ein verständiger Junge. Agathe arbeitete bereits in einem Geschäft und galt als sehr klug. Ich werde darüber schlafen, sagte sie sich. Vielleicht rede ich morgen abend mit ihnen, oder ein andermal. In einigen Tagen wußte sie aber allein Rat. Lange Erwägungen zu pflegen, war nicht ihres Wesens. Entweder folgte sie innerem Drängen oder ließ es bleiben.

Mit dem Gelde wollte sie ein Speisehaus für die arbeitenden Klassen eröffnen und sich gleichzeitig selbständig machen. Für wenig Geld sollten diejenigen ein gutes Essen bekommen, die im Dienste anderer sich mühten. Zwar zeigten die Kinder wenig Verständnis für den Plan. Dolf meinte: lieber wollten sie an sich denken, in eine bessere Wohnung ziehen, und dann täten ihnen neue Kleider gut. Auch brauchte sie doch jetzt nicht mehr um den Verdienst zu bangen und konnte ablehnen, wenn es ihr nicht paßte.

Aber nein, Frau Ringolz wollte das nicht. Sie wollte etwas schaffen, das blieb und andern nützlich wurde. Hatte ihr das Geschick so gut über die schlimmen Jahre geholfen, so wollte sie etwas davon zurückzahlen, indem sie andern half. Darum gründete sie das Speisehaus im Salzgäßlein, von dem die Meister zu ihren Gesellen sagten: «Dort bist du gut aufgehoben!»

Das alles liegt fast drei Jahrzehnte zurück. Ich weiß nicht, ob Frau Ringolz noch lebt, auch nicht, was aus ihren Kindern geworden ist. Aber ich bin fest davon überzeugt, daß alle ihren Weg ins Leben gemacht haben. Aufrecht und mit einem festen Ziel in den Augen. Denn sie waren alle schon damals äußerlich flotte, hübsche und lebenssichere Menschen, die wußten, was sie wollten. Kein Wunder, wenn man täglich das Beispiel einer Mutter vor sich hatte, die nur das eine kannte: sich selbst und die Gegenwart vergessen, aber für andere und der Zukunft leben.

BILDER AUS  
DER GEGENWÄRTIGEN  
AUSSTELLUNG IM KUNST-  
MUSEUM WINTERTHUR

«Das Pferd in der Kunst»

Phot. H. Lindk

Unteres Bild: *Grasendes Fohlen* Bronze-Plastik von Frau Renée Sintenis

